

Ecce homines! : Persönliches zum Färberstreik

Autor(en): **Bader, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **7 (1913)**

Heft 8

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-133048>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ecce homines!

Persönliches zum Färberstreik.

Siehe die Menschen, die um ihr Menschentum kämpfen! In den Dämpfen der Färbereien ist es über sie gekommen, geboren aus dem mühlenden Gefühl der Erniedrigung und der ewigen Not, daß auch sie Menschen seien, daß auch sie das Recht auf Anerkennung, das Recht auf einen genügenden Lohn hätten. „Ein Taubenschlag, ach ein Taubenschlag sind die Färbereien, seufzten sie; wer nicht zufrieden ist mit seinem Schicksal, kann gehen, kann von heute auf morgen gehen. Denn er hat bei seinem Eintritt ein Schriftstück gut zu heißen, welches die sofortige gegenseitige Kündigung festlegt. Es warten so viele draußen, ob sie ihr bißchen Menschenkraft nicht billig verkaufen könnten. So gehen die einen und kommen die andern.“ Aber es muß anders werden, gährte es in einigen hoffenden, starken Seelen auf. Einmal müssen auch uns anständige Arbeitsbedingungen gewährt werden. Auch bei uns wird einmal ein Manneslohn ausbezahlt werden müssen, der es ermöglicht, eine Familie zu erhalten. Arme Träumer! In der Textilindustrie? In der Färberei? Da die gelernten Färber immer mehr verschwinden? Das Angebot der Arbeitskräfte steigt: der Lohn sinkt. Ja, die wenigen eigentlichen Färber erhalten einen ordentlichen Lohn: fünf Franken. Ordentlich? Gewiß, ordentlich im Verhältnis zu ihren Nebenarbeitern, lächerlich freilich für einen gelernten Arbeiter. Nehmt unser Zürich. Was sind 1500 Franken Jahreseinkommen für einen Mann? Kann damit eine Familie erhalten werden, wo 500 Franken im Minimum abgehen für die Wohnung, wenn man nicht in einem Hundeloch von Mansarde wohnen will oder in einer der feuchten Parterrewohnungen, da die Sonne nie hinscheint. Fünf Franken. Aber die Andern? Ja, stellt euch das einmal vor, gesunde starke Männer, teilweise in der Blüte der Jahre, vom frühen Morgen bis spät Abends in schweren Holzschuhen durch die heißen Dämpfe und die säuregeschwängerte Luft über naßschlüpfrigen Boden hinweg feuchtschwere Bündel schleppend werden mit einem Anfangstaglohn von 3.30 abgespiesen. 3.30 für die Tagesarbeit eines Mannes bis ansteigend höchstens auf vier Franken! Und neben ihnen arbeiten Frauen und Töchter, viele gezwungen dieselben schweren Bündel zu schleppen, Männerarbeit, mit einem Anfangslohn von 1.80 pro Tag! Freilich, sie können steigen bis auf 2.40 oder wenn es besonders gut geht auf 2.50 pro Tag! Und man drängt sich gegenwärtig in Zürich zu der Arbeit in den Färbereien. Das Bauhandwerk liegt darnieder. Da kommen die Italiener scharenweise und bieten ihre Dienste an: gleichviel wieviel Lohn, immer noch besser als nichts. — Goldene Zeiten für das Unternehmertum, da man auswählen kann aus der Sklavenhorde, die sich anbietet. Man ist Herr im Hause: denn ein Tarif existiert nicht. Und den hätten sie so gerne erkämpft, die Färber.

Die hellen Köpfe unter ihnen, die wenigen Mutigen, die sich längst der Textilarbeiterorganisation angeschlossen, davon hatten sie immer und immer wieder gesprochen: vom Tarif. Das, was in andern Gewerben und Berufen längst erreicht war, freilich meist nach langen, heißen Kämpfen, das mußte auch für sie einmal erreichbar sein. Dann würde die Lohndrückerei aufhören, dann war doch auf einige Jahre ein festes Einkommen gesichert.

Anfangs Sommer kam von Grefeld die Nachricht vom Färberstreik. Bald begann die Arbeit in den schweizer Färbereien zu schwellen: Ueberstunden wurden notwendig, um die Masse zu bewältigen: Streikarbeit. Die Grefelder Fabrikanten ließen in der Schweiz färben: so wurde die Arbeit getan, mochten ihre Arbeiter streiken oder nicht. Das war die Stunde, von der man nie weiß, wann sie kommt. Werden die schweizer Arbeiter die Streikarbeit schweigend bewältigen oder werden sie verstehen, daß sie damit ihren deutschen Arbeitsbrüdern in den Rücken schießen? Wird ihr Solidaritätsgefühl stark genug sein, um diese Arbeit zu verweigern? So wenige nur organisiert. So viele noch stumpf, dumm, ergeben oder lauernd nur den eigenen Vorteil im Auge behaltend. — Aber siehe, die Stunde findet sie bereit. Auf einmal verstehen sie, was sie bisher nie verstehen wollten: die Solidarität der Interessen. Auf einmal schießt's in ihnen an: was ein Mann ist, verweigert die Streikarbeit. — Höhnisch wird aber von den Fabrikanten das Begehren, keine Streikarbeit tun zu müssen abgewiesen: ihr habt zu färben, was man euch gibt. — Nun ist der Moment gekommen: „der Streik ist nicht zu vermeiden, nun verlangen wir zugleich auch einen Tarif“. Von Deutschland wird Hilfe versprochen. Und nun geschieht das Große: eine bisher nur zum kleinsten Teile organisierte Arbeiterschaft schließt die Reihen ihrer Organisation innerhalb weniger Tage sozusagen. Der Streik wurde mit überwältigendem Mehr beschlossen, der Streik gegen die Streikarbeit und für den Tarif.

Welch eine ungeheure Tat für die Leute in Thalwil und Dübendorf besonders, mitten in den bürgerlich-bäuerlichen Welt drinnen, wo man bis jetzt noch nichts vom Streiken wußte, als was in Zürich-Babylon drunten alljährlich zum Aerger des ganzen Landes geschah. Sie streikten, freilich viele zagend, mit blutendem Herzen, unsicher, ob sie Recht taten. Denn der Zürichbieter ist tief verflabt: die gnädigen Herren haben es seinerzeit verstanden, sich Respekt zu verschaffen und die Webherren wurden ihre würdigen Nachfolger: leutselig, wenn die Leute sich duckten, rücksichtslos beim geringsten Aufzucken. Nun wird das Volk das Abhängigkeitsgefühl fast nicht los, um so weniger als die Religionsmänner als getreue Gefolgschafter neben den Herren stunden und stehen, von den landeskirchlichen Pfarrern bis zum letzten Stündeliprediger. „Ihr müßt der von Gott eingesetzten Obrigkeit gehorchen. Man muß sich eben leiden in dieser Welt. Unser Heiland hat auch gelitten. Es wird euch einmal in der

andern Welt vergolten werden.“ — Der Heiland hat auch gelitten, ihr Herren? Gewiß, ihr Herren! Aber er hat gelitten für die Interessen Gottes, nicht für die Interessen der Seiden- und Färbereiherrn. Ach, was haben die Pfaffen zu allen Zeiten aus dem Evangelium gemacht! Und die, welche es nicht in sein Gegenteil verdrehten, haben geschwiegen, schweigen dann immer wieder, wenn sie am lautesten reden sollten. Stille blieb es auch diesmal auf den Zürcher und Basler Kanzeln, so wie es dort immer stille blieb, wenn die Arbeiterschaft ihre blutigen Kämpfe auskämpfte, wenn die Tausende seufzten, keuchten unter der Last der Opfer, die sie sich auferlegen mußten, hungerten in der entbehrungsreichen Zeit.

Die Religion als Mittel zur Domestikation. Das Evangelium, um Bedientenseelen zu züchten. Scharf und furchtbar ist diese Tatsache bei diesem Streik zum Vorschein gekommen: da wo von Gott gesprochen wird, wo man sich zu Gott bekennt und „Gott dient“, da ist jedes soziale Verantwortlichkeitsgefühl tot, da ist keine Solidarität, nichts als ängstliche Augendienerei und trockene Moralität. In Thalwil und Dübendorf (Dübendorf-Sektendorf) haben dies die Streikenden besonders stark empfunden: so viele, die um ihres Glaubens willen nicht mitwollten: „das ist Aufruhr, das ist Ungehorsam und Undankbarkeit gegen die guten Herren, die uns zu verdienen geben.“

Ist das die Wahrheit um Gott, schrie es in den Streikenden auf. Denn viele ernste, fromme Männer standen in ihren Reihen. Sagt uns niemand ein erlösendes Wort? Ist das wirklich und wahrhaftig die Wahrheit in der Religion? Wo bleibt dann die Botschaft von dem Reiche Gottes, in welchem Gerechtigkeit wohnt? Ist das Gerechtigkeit, daß man die Arbeiter überall darniederzwingt? Ist das Gerechtigkeit, solche Löhne zu zahlen, bei denen niemand existieren kann? Ist das Gerechtigkeit, dem Arbeiter das gesetzlich von staatswegen zustehende Recht des Zusammenschlusses und des gemeinsamen Vorgehens in Lohnfragen zu bestreiten, wie ja die Herren gesagt hatten: wir unterhandeln mit keiner Organisation, wir unterhandeln nur mit den Einzelnen unserer Arbeiter? Ist das Gerechtigkeit, keinen Tarif gewähren zu wollen: der Preis aller Waren wird festgesetzt, warum nicht der Preis der Arbeitskraft. Soll sie, soll der lebendige Mensch vor Preissturz und Preisdrückerei weniger gesichert sein als die Ware? Ist Gott für die Gerechtigkeit oder nicht?

Da kamen sie zu uns sozialistischen Pfarrern. „Redet ihr zu uns, redet als Pfarrer: was ist die Wahrheit mit dem Evangelium? wir haben viele Glaubens- und Gewissenskämpfe in unsern Reihen. Nun wollen wir einmal euch hören.“

Wir haben bei ihnen gesprochen, so gut es uns gegeben war. Und jedem von uns wurde dieses Sprechen bei ihnen zu einem Erlebnis. So ist noch nie gelauscht worden auf die Botschaft von dem

Gott, der will, daß allen geholfen werde. So hat man noch nie verstanden, daß wir in ihm leben, weben und sind, daß er uns erfüllt mit einer unendlichen Sehnsucht nach Güte, Gerechtigkeit und Wahrheit, daß er es ist, der die Solidarität in uns weckt, so daß wir nicht mehr anders können, als für einander da sein und kämpfen dafür, daß sein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel.

Nun wissen wir wo das Evangelium verstanden wird und wo man es predigen muß: dort wo man, um mit den Worten des Gleichnisses vom großen Nachtmahl zu reden, nicht imstande ist, einen Acker zu kaufen, dort, wo man nicht Ochsen, noch sonst irgend welches Betriebskapital hat und keinen Anlaß, große Familiensfeste zu feiern. Dort wo man so elend und gottverlassen ist, wie die Israeliten in Aegypten elend und versklavt waren. Dort will man die Botschaft von dem Gott hören, der keine Einzelinteressen der Menschen anerkennen kann, die gegen seine Interessen verstoßen, der auf die Erhebung und Befreiung des ganzen Menschengeschlechtes hinstrebt, der will, daß alle Ungerechtigkeit und alle Gewalttat aufhöre auf Erden, „auf daß die Schwerter in Pflugscharen verwandelt werden.“

Siehe diese Menschen, wie sie nun darniedergerungen sind! Verloren der Streik! Umsonst die vielen Entbehrungen! Umsonst die Hoffnung: der Kapitalistenring war zu mächtig, zu geschlossen, zu rücksichtslos. Sie müssen wieder zu den alten Bedingungen arbeiten. Manch tapferer Vorkämpfer ist geächtet und es müssen Gelder zusammengelegt werden, um die Ausgesperrten zu unterstützen. Mammon hat gesiegt und macht seine Geschäfte weiter. Die „Welt“ ist beruhigt und die Menschen seufzen weiter.

Die Menschen seufzen. Hörst Ihr es? Hörst du es, Kirche? Hörst Ihr es, Pfarrer? Habt Ihr kein Erbarmen? Habt Ihr kein Verständnis? Wo ist Euer Mut? — Ecce homo! Schaut, wie ist der Mensch so elend und gar nichts, wenn er kein Geld und kein Amt und kein Wissen und keine Sitten hat! Nichts als ein Mensch! Wie ist er geschlagen, der auf die Gerechtigkeit warten muß, daß sie sich offenbare über die Erde hin vom Himmel her! Siehe den Schmerzensmann, siehe Jesus Christus! Du, o Jesus, du bist freilich der Bruder aller, die da leiden. Denn Du wolltest auch nichts als nur ein Mensch sein, Menschensohn. So gib du ihnen die Hoffnung, daß dein Reich komme, damit sie wachen und beten. Mache du sie stark und mutig, Menschen, die zu Gott hoffen. So werden sie den guten Kampf des Glaubens kämpfen, mitten in der Verzweiflung Hoffende, mitten im Tode Lebendige, die wissen, daß auch ihre Stunde einst schlagen wird.

H. Bader.